



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

### Neunundvierzigstes Kapitel.



ietrich reiste noch an demselben Tage ab und führte die Leiche seiner Mutter mit sich nach Breslau, wo dieselbe im Erbbegräbnis der Grafen von Altenschwerdt beigesetzt wurde. Als dann aber, nachdem er seine Pflicht gegen die Tote erfüllt hatte, wollte er auch seiner Verpflichtung gegen die Lebenden nachkommen, und er suchte zunächst Anna Glock auf.

Bruder und Schwester hatten Holzfurt verlassen und sich nach Berlin gewandt. Dr. Glock hatte die Aufforderung bekommen, hier als Korrespondent für auswärtige Zeitungen thätig zu sein, während Anna, gestützt auf Empfehlungen ihrer frühern Lehrer und einiger vornehmen Damen, mit denen sie bekannt war, sich um Schüler für ihren Musikunterricht bewarb.

Als Dietrich sich auf der Reise nach Berlin befand, um das Geschwisterpaar, dessen Adresse ihm bekannt war, zu besuchen, machte er sich selbst Vorwürfe darüber, daß er nicht zu sehr in Trauer versunken sei, um an irgend etwas andres als an das Ende der Mutter zu denken. Aber er hatte doch wider Willen ein Gefühl der Erleichterung, indem er sich sagte, daß er von nun an frei sei, und daß keine übermächtige fremde Energie mehr ihm Wege vorzeichne, die ihm seiner Natur nach widerstrebten. Er atmete auf, indem er bedachte, daß er nicht mehr gezwungen sei, ein Verhältnis einzugehen, welches ihm wie eine goldne Fessel, kostbar aber drückend und tief in seine Seele einschneidend erschienen war. Das Bewußtsein, nunmehr thun und lassen zu dürfen, was er wolle, verlieh ihm Flügel und gab ihm Freudigkeit, zu thun, was er für Recht hielt. Dies Bewußtsein erhielt ihn bei den guten Vorsätzen, die er unter dem Eindruck der Katastrophe gefaßt hatte, und bestärkte ihn in der ernstern Lebensauffassung, die seit kurzem über ihn gekommen war. Er vergaß in dieser Begeisterung der ungewohnten Freiheit ganz, wie schwierig seine Lage war. Der geringe Besitz, den er übrig behielt, nachdem er die Kosten des Begräbnisses und eine Anzahl von Rechnungen bezahlt hatte, diese letzten Trümmer des Altenschwerdtschen Vermögens betrugten kaum tausend Thaler. Und auch

diese Summe hatte er nur dadurch bekommen, daß er alles Mobiliar und Silbergeschirr an einen Händler in Breslau verkauft hatte. Der größere Teil des Erlöses hieraus war für die hinterlassenen Schulden der Gräfin aufgegangen.

Aber Dietrich dachte wenig daran, daß er nun arm sei. So wenig er sich früher um Geld bekümmert hatte, als er noch annehmen durfte, seine Mutter sende ihm seinen Zuschuß aus einem unerschöpflichen Fonds, so wenig dachte er auch jetzt an Geld. Seine Gedanken waren beständig, in Freud und Leid, mit Gegenständen beschäftigt, die wenig mit dem praktischen Leben gemein hatten, und jetzt war er hauptsächlich von einem Zukunftsbilde erfüllt, welches ihm Anna Glock als treue und geliebte Lebensgefährtin auf dem Wege zur höchsten Höhe des Parnasses zeigte. Der ehemalige Stolz auf seinen Namen, welcher ihm verboten hatte, öffentlich als Dichter aufzutreten, war unter den Schlägen des letzten Schicksalswechsels verschwunden, und es waren an dessen Stelle die Namen jener Männer getreten, welche den Adel des Genies mit dem Adel der Geburt vereinigten. Er war entschlossen, die Stellung und Laufbahn aufzugeben, welche sich seiner Meinung nach nicht mit dem Schriftstellertum verträgen und sicherlich in Rücksicht auf seine jetzige Mittellosigkeit aufgegeben werden mußten, und er strebte nun den bisher ungekannten Freuden eines idyllischen, von der Myrthe und dem Lorbeer bekränzten Daseins zu.

In einer seltsamen Aufregung fuhr er durch die belebten Straßen der großen Stadt zu dem Hause, wo die Geschwister wohnten. Er war selbst neu geworden, und so erschien die ganze Welt ihm neu. Die völlige Umwandlung seiner Lebenslage hatte einen großen Reiz für ihn. Er fühlte sich nicht mehr als den auf den Höhen des Lebens gebornen Jüngling, der nur gleichsam spielend und im Scherze den Verpflichtungen seiner Stellung nachkam und bei allen Aufgaben zuerst an das Vergnügen dachte, das sie ihm bereiten würden, sondern er sah sich selbst als einen Mann an, der das Gute ernsthaft vollführen wollte, und er war voll freudiger Dankbarkeit dafür, daß sich ihm die Pflicht mit einem so süßen Lohne, wie der Besitz Annas war, vereinige. Er hatte seinen Besuch nicht vorher angemeldet, er wollte die frohe Überraschung der Geliebten bei seinem Anblick voll und ganz genießen.

Mit leichtem Fuße eilte er die vier Treppen hinan, welche zur Wohnung der Geschwister führten, und das Glück begünstigte ihn, indem er Anna zu Hause und allein fand. Sie saß an dem gemieteten Pianino und übte sich an Bachs „Wohltemperirtem Klavier,“ während ihr Bruder ausgegangen war, um auf der Journalistentribüne im Reichstage die staatsmännische Weisheit der Volksvertreter stenographisch zu Papier zu bringen.

Anna sprang mit einem Schrei von ihrem Sitze auf, als sie ihn im Zimmer erscheinen sah, und stand zitternd und fassungslos vor ihm.

Dietrich! rief sie, du!

Er ging mit klopfendem Herzen und nassen Augen auf sie zu und preßte sie in seine Arme.

Ich bin dein, sagte er, nichts hindert mich mehr, ganz dein zu sein, wenn du die meinige sein willst.

Sie war stumm in ihrem Glück, doch war ihm ihre innige Umarmung die liebste Entgegnung.

O Dietrich, sagte sie dann endlich, indem sie sich aus seiner Umschlingung befreite, um ihm ins Gesicht zu sehen und sich an seinem Anblick zu erfreuen,

so ist es also wirklich wahr: du willst die vornehme Dame auf dem Schlosse nicht heiraten?

Habe ich es denn je gewollt, du lieber Engel? Ach, du weißt es ja sogut wie ich, daß ich keine andre liebte als dich. Nur war ich schwach und erbärmlich und fügte mich gegen meinen Willen. Aber mit dem Tode meiner armen Mutter ist das alles anders geworden. Ich bin keine Partie mehr, die für vornehme Damen auf Schlössern geeignet ist, und wenn ich auch wollte, so könnte ich die Freiin von Sextus nicht heiraten. Das Schicksal ist hart gegen mich verfahren, aber doch unbeschreiblich gnädig, da es alle Hindernisse aus dem Wege geräumt hat, die mich von dir trennten.

Anna hörte ihm mit selbigem Lächeln zu und küßte ihn auf den Mund und auf die dunkeln Augen, die so aufrichtig und so froh zu ihr sprachen.

Du wirst nun mein Weib werden, geliebte Anna, und wir werden zusammen so glücklich sein, daß die ganze Welt, wenn sie uns recht durchschauen könnte, neidisch auf uns werden müßte. Hoffentlich verschmähst du mich nicht, nun ich dir Reichthum und vornehme Stellung nicht zu bieten habe. Passen wir doch herrlich zusammen, da wir beide arm sind! Wir werden uns einander nichts vorzuwerfen haben in der kleinen Hütte, die ihr Dach über unsre glückseligen Häupter erstreckt. Ich werde fleißig sein und das liebe große Publikum mit schönen Liedern und Erzählungen überschütten. Aus allen Erzählungen und Liedern wird dein holdes Antlitz hervorblicken, und da müssen die guten Leute wohl entzückt sein. Dann zahlen mir die Buchhändler reichliches Honorar, und ich werde dich mit allem Schönen umgeben, das die Erde bieten kann.

Wie ich dich lieb habe in deinem kindlichen und thörichten Geschwätz, du Guter! erwiderte Anna zärtlich.

Was sagst du? Thörichtes Geschwätz? Das ist mein voller Ernst, und du wirst sehen, daß ich es durchführe. Wie kannst du so reden, du schlechtes Mädchen? rief er in scherzendem Zorn.

Du bist so lieb und so einfältig, ach, so ganz wie ein Kind! entgegnete sie. O, und ich bin so unbeschreiblich glücklich, daß du die schöne Erbin nicht heiratest. Siehst du, Dietrich, das war es, was mir das Herz abdücken wollte, das konnte ich nicht ertragen. Dich mit einer andern verheiratet zu wissen, das wäre mir zu schrecklich. Nun du aber das nicht willst, ist mir alles andre recht, und ich bin mit allem zufrieden.

Und du willst mich heiraten! Das sollst du erst noch feierlich und ausdrücklich erklären! Sonst sind mir deine Reden doch bedenklich!

Mein lieber Dietrich, ich dachte doch, du hättest niemals große Neigung zum Heiraten gehabt. Sollte ich mich darin irren, daß du im Gegentheil oft erklärt hättest, du hieltest das Heiraten für Unsinn?

Ja, meine Herzgeliebte, das war früher. Das sagte ich, wenn ich dachte, daß ich eine von den vortrefflich erzogenen, tugendhaften und tadellosen Dämchen ehelichen sollte, die auf der Liste meiner armen Mama figurirten.

So? Und wer bin ich? Mich rechnest du nicht zu den vortrefflich erzogenen, tugendhaften und tadellosen Dämchen?

Ach, schweig, Sophistin, du weißt, wie ich es meine. Du gehörst mir, und ich gehöre dir von ganzem Herzen. In deiner Nähe ist mir immer wohl und frei, und mit dir verkehre ich wie mit mir selber.

Ich weiß doch nicht, mein lieber Dietrich, ob mir das alles eine rechte Beruhigung sein kann. Aber wir wollen nicht davon sprechen. Ich bin ganz

glücklich, nun ich weiß, daß du nicht daran denkst, eine andre zu heiraten, und was das übrige betrifft, so wollen wir das dem lieben Gott überlassen, aber keine Pläne machen, von denen wir doch nicht wissen, ob sie in Erfüllung gehen.

Was soll das heißen, Anna? Welche Pläne meinst du? Du hast noch immer nicht das eine Wort über die Lippen gebracht, das ich von dir verlange, das Versprechen, daß du mein Weib werden willst.

So genügt es dir also nicht, daß ich dich liebe? Ach, Dietrich, du bist immer noch der Alte, ungestüm vorwärtsdrängend in deinen Schwärmereien. Siehst du, Lieber, was du in deinen kühlen Augenblicken sprichst, das ist der Ausdruck deines wahren Innern, aber was du im Enthusiasmus redest, darauf darf man nicht zuviel Wert legen. Jetzt schwärmst du, jetzt bist du ganz in Feuer, aber ich bleibe die Verständige und vergesse nicht, daß du bei kaltem Blute eine andre Gefinnung hast.

Du willst ein Ungeheuer aus mir machen, ein Chamäleon!

Ich will nichts aus dir machen, was du nicht wirklich bist, denn das würde wohl ein thörichtes Unternehmen sein. Aber ich will dir zu deinem wahren Besten raten. Ich heiratete dich ja so gern, Geliebter, wenn ich dächte, daß es gut für dich wäre, aber das glaube ich nicht.

Weißt du wohl, fuhr sie fort, als Dietrich sie betroffen ansah, weißt du wohl, daß du in einem deiner Gedichte sagst, die Liebe wäre eine Neugier? Ich kenne die Gedichte ganz genau, du kannst es nicht ableugnen.

Aber Anna, das ist doch Verrätere! Wie kannst du so dummes Zeug, das ich im Scherz geschrieben, jetzt gegen mich kehren?

O, es ist nicht so durchaus dummes Zeug, was du da geschrieben hast. Du sagst, daß die Einbildung immer schöner sei als die Wirklichkeit, und daß die Liebe nur eine Neugier sei, zu erfahren, wie die Wirklichkeit einer Frau sich zu der Idee verhalte, die man sich von ihr mache. Ich glaube, daß eine Wahrheit darin liegt, besonders für solche Menschen, wie du bist.

Du malst mich schwärzer und schwärzer, und du kannst das nicht im Ernste meinen, sagte er, zum Lachen geneigt und doch bestürzt.

O ja, ich meine es im Ernste, und ich habe auch lange genug darüber nachgedacht, um mir ganz klar zu sein. Für jede Liebe paßt dein Gedicht wohl nicht, und mein Gefühl für dich ist ja ganz anders. Aber bei einem Dichter muß man sich versehen. Du bist ein Dichter, Dietrich, und du liebst die Ideen mehr als die Menschen.

Die Ideen! Was meinst du damit?

Ich kann es so genau nicht sagen, ich meine eben die Ideen, die du dir von den Menschen und auch von mir machst. Siehst du, ich denke mir, daß du dich von bestimmten Eigenschaften angezogen fühlst, die ich habe, oder die irgend eine andre hat. Die schmückst du dir poetisch aus, und so findest du an mir, so armselig ich auch bin, vielleicht Schönheit und Anmut. Aber andre Mädchen haben dieselben Eigenschaften wie ich, und da du viel Phantasie hast, kannst du jeden Tag bei einer andern Schönheit und Anmut erblicken. Dein Gedicht giebt mir dafür eine deutliche Erklärung. Du suchst ein Ideal, und da es doch kein Ideal auf Erden giebt, kleidest du irgend ein Mädchen, das dir begegnet, in ideale Gewandung und bildest dir ein, du liebest das Mädchen. Ist aber deine Neugier befriedigt und siehst du ein, daß die Wirklichkeit nicht ideal ist, so wendest du dich ab und schaffst dir eine neue Gestalt, die du lieben kannst.

O, du spitzfindiges, boshaftes Geschöpf! rief Dietrich, und er schloß ihr den Mund mit Küssen. Nein, nicht die Idee liebe ich, die ich mir von dir machen könnte, sondern dich selbst, deine Persönlichkeit, dein individuelles Wesen, das voll Schönheit, Anmut und wahrer Weiblichkeit ist. Dein warmes, treues Herz, schöner in der Wirklichkeit als jedes kalte Ideenbild, das ist es, was ich liebe!

Das denkst du, mein armer Geliebter, sagte sie. Aber ich kann es nicht glauben. Ich will dich nicht auf eine so harte Probe stellen, wie unsre Heirat sein würde. Vielleicht ja würde es mir gelingen, dein Herz für immer zu fesseln und dich immer in dieser lebenswürdigen Begierde nach meiner Liebe zu erhalten, wenn mir die Freiheit eine gewisse Unerreichbarkeit sicherte und dir ein beständiges Flehen notwendig machte. Dann vielleicht würde ich die Gewalt über dich behalten, die mein teuerster Schatz ist. Aber wenn das, was Gunst sein sollte, zur Pflicht würde, dann würde ich voll Angst sein. Wenn du genötigt würest, mich zu lieben, teurer Freund, dann würde bei dir der Verlust deiner Freiheit schwerer wiegen als der Reiz meines Besitzes. Nein, Dietrich, ich liebe dich zu sehr, als daß ich ein so gefährliches Experiment mit deiner Liebe wagen möchte. Ich würde den Jammer eines Erwachens aus so süßem Traume nicht ertragen können. Ich werde dich immer lieben, und immer wirst du, wenn du in den Mühen deines zukünftigen Lebens Erquickung und Erholung bei mir suchst, ein treues Herz finden, das nur für dich schlägt. Aber wir wollen das süße Band, das uns umschlingt, nicht der anmutigen Freiheit berauben, welche die Bürgschaft seiner Dauer ist. Gern will ich auf den stolzen Namen und Titel einer Gräfin von Altenschwerdt verzichten, wenn ich dafür eine sicherere Bürgschaft deiner dauernden Liebe erwerbe.

Erstaunt und verwundert hörte Dietrich diese Worte, und wenn seine Liebe zu dem jungen Mädchen noch steigen konnte, so war es nun der Fall. Was er sich früher als ein schönes, aber unmögliches Zukunftsbild ausgemalt hatte, wollte jetzt vor seinen Augen zur Wahrheit werden. Er sagte sich, indem er Anna schweigend gegenübersah und in ihre sanften, schönen Augen sah, daß sie seinen Charakter besser kenne, als er selbst ihn kannte, und daß er in ihrer Liebe jene köstliche Perle gefunden habe, die mehr wert ist als alles Besitztum der Welt. Aber er wollte beweisen, daß er nicht mehr der Alte sei, als den sie ihn kannte, und daß ihn das Leben nicht ohne ihn zu stählen im Feuer der Leiden erprobt habe.

Du willst die Kluge, die Voraussehende sein, meine Herzgeliebte, sagte er nach langem Schweigen. Dennoch bin ich jetzt der Verständige, der Nüchterne, und du bist das einfältige Kind. Du bist es, die sich mit poetischen Idealen betrügt und die Wirklichkeit vergißt. Glaubst du, daß die Welt dich begreifen würde? Glaubst du, daß die Menschen, die die Bedingungen des Herzens mit Krämergewicht wiegen, die unermessliche Größe und Schönheit deiner Liebe werden schätzen können? Nein, du sollst sehen, daß meine Liebe der deinigen gleichkommt, und daß keine Prüfung für sie zu schwer ist. Sie nimmt das Opfer nicht an, das du ihr bringen willst, und setzt dich nicht dem Sturm aus, um selber weich und warm gebettet zu sein.

Anna schüttelte ihr Köpfchen. Sie hörte ihm so gerne zu.

Siehst du denn garnicht meinen Egoismus, meine schlaue Berechnung? fragte sie. Siehst du denn nicht wenigstens, wenn du meiner Klugheit in der Liebe nicht traust, meine Schlaueheit im Trivialen? Siehst du denn nicht, daß

ich mich scheue, einen armen Mann zu heiraten, der einen Hausstand auf eine Seifenblase gründen will?

Eine Seifenblase? Mein literarisches Wirken?

Eine Seifenblase, bunt und schillernd, munter in die Höhe steigend und mit einemmale verschwunden. Laß dir von meinem Bruder erzählen, wie es mit der Literatur ist.

Aber liebstes Kind, ich habe doch für die zweite Auflage meiner Gedichte tausend Mark bekommen. Die Gedichte können noch viele Auflagen erleben. Dazu werde ich jetzt die wunderbarsten Novellen schreiben. Mir schwirrt der Kopf von köstlichen Stoffen, die ich verwenden will. Ich versichere dir, es wird nur so flattern, wenn alle diese Projekte die Eierchale durchbrochen haben.

Während er noch so sprach und seine Ideen entwickelte, denen Anna, halb ungläubig und halb vertrauensvoll, immer aber mit dem Blicke zärtlichsten Anteils zuhörte, kehrte Dr. Glock zurück und war erstaunt, seine Schwester und Dietrich so traulich zusammenzufinden. Dietrich eröffnete ihm, daß er Anna einen Antrag gemacht habe, und sie besprachen zusammen die Ereignisse der letzten Zeit und die Pläne der Zukunft.

Dr. Glock war sehr erfreut über Dietrichs Besuch und dessen Absicht, seine Schwester zu heiraten, denn er hatte mit sorgenvollem Auge an ihr die Wirkungen einer Leidenschaft beobachtet, über deren Gegenstand er ganz richtige Vermutungen hegte. Doch auch er erinnerte an die Schwierigkeit, welche es biete, von der Kunst zu leben, und ermahnte das junge Paar, mit der Ausführung des Heiratsplanes zu warten, bis sich eine sichere Stellung für Dietrich gefunden habe.

Ich habe es doch auch für zweckmäßig gehalten, wieder eine mehr handwerksmäßige Thätigkeit zu ergreifen, sagte er, und das Dichten auf die Stunden der Muße und der guten Stimmung zu verlegen. Mein Heinrich IV. ist noch nicht fertig, und wenn er fertig sein wird, dann beginnen erst die großen Schwierigkeiten, ihn auf die Bühne zu bringen. Da schreibe ich vorläufig fleißig Berichte über Politik.

Das muß doch recht langweilig sein, im Reichstage alle Reden mit anzuhören, sagte Dietrich.

Sa, es ist nicht übermäßig interessant, weil zuweilen die Gegenstände der Verhandlungen nicht erquickend sind, und auch mehrere Abgeordnete etwas eintönig in Gedanken und Sprache sind. Aber mehr noch ist mir eine andre Betrachtung aufgefallen, die ich unwillkürlich anstellen mußte, nämlich die, daß im Grunde alle Redner Recht haben.

Ei! rief Dietrich lachend.

Sa, ich hatte das früher nicht gedacht, denn wenn man so seine Zeitung schreibt und einer bestimmten Partei angehört, denkt man gewöhnlich, die eigne Partei hätte allein Recht. Wenn man nun aber sieht, wie die Parteien da zusammensitzen und sich für jede Ansicht eine Anzahl von tüchtigen und wackern Männern, die doch Auserwählte unter Hunderttausenden sind, als Vertreter finden, da wird man zuerst ganz konfus, denn eines, denkt man, kann doch nur die Wahrheit sein. Nach und nach denkt man dann aber, oder denke ich wenigstens, daß sie alle Recht haben könnten.

Oder alle Unrecht, warf Dietrich ein.

Das läuft wohl auf dasselbe hinaus, sagte Dr. Glock sinnend. Denn

wenn alle Recht haben, aber doch alle etwas verschiednes sagen, so müssen sie notwendig auch alle Unrecht haben.

Das scheint mir aber ein vollkommener Widerspruch zu sein, entgegnete Dietrich.

Ich denke mir die Sache folgendermaßen, sagte Dr. Glock, und ich werde mich in „Heinrich IV.“ auch in dem Sinne darüber aussprechen: Es ist mir nämlich immer sonderbar vorgekommen, wenn Herrscher und Staatsmänner am Ende ihrer Laufbahn sich unzufrieden ausgesprochen und das Volk, das sie regierten, undankbar genannt haben. Denn es heißt das doch wohl nichts andres, als daß sie selbst nicht das Richtige gethan hätten. Wenigstens würde man doch einem Vater oder Lehrer und Erzieher, der sich über die Undankbarkeit seiner Zöglinge beklagen wollte, entgegenen, daß er sich damit ein schlechtes Zeugnis ausstelle, weil es doch eben seine Aufgabe war, die Kinder gut zu erziehen, während Undankbarkeit ein Laster, also der Beweis einer schlechten Erziehung ist. Würde man doch über einen Stallmeister lachen, der darüber klagen wollte, daß die von ihm zugerittenen Pferde Durchgänger geworden seien. Nun ist eine Regierung aber wohl daselbe für das ganze Volk, was der Vater und Erzieher für seine Kinder und Zöglinge ist, und ein undankbares Volk verrät eine schlechte Regierung. Der Papst stellt der tausendjährigen Herrschaft der katholischen Kirche kein günstiges Zeugnis aus, wenn er über den wachsenden Unglauben der Welt klagt. In diesem Sinne werde ich Gregors VII. Stellung schildern und ihm einige Reden Pius' IX. in den Mund legen. Aber, was ich sagen wollte: Im Reichstage finde ich bei allen Parteien die richtige Erkenntnis davon, daß das höchste und letzte Ziel der Politik doch die sittliche Erziehung des Volkes sei. Alle sind innerlich davon durchdrungen, daß der beste Beweis für die Vortrefflichkeit der Regierung in der Hebung der Sittlichkeit des Volkes zu suchen sei. Und insofern haben sie alle Recht. Aber leider vermischen sich mit dieser richtigen Erkenntnis auch Irrtümer, indem die Parteien nicht davon ablassen wollen, möglichst viel Macht für sich selbst zu eringen. Sie gehen alle darauf aus, sich selbst die entscheidende Stimme in der Verwaltung des Reiches zu sichern, und darüber vergessen sie oft das, worin sie alle einig sind. Und insofern haben sie alle Unrecht.

Ja, liebster Doktor, das ist recht schön, sagte Dietrich. Aber hierbei kämen wir doch wohl schließlich dahin, zu sagen, daß bis jetzt überhaupt alles Regieren vom Ubel gewesen wäre. Denn es läßt sich gar keine Epoche in unsrer Geschichte nachweisen, von der man sagen könnte, daß die Regierung in ihr das Volk besser gemacht, ich meine in sittlicher Beziehung gehoben hätte. Im Gegenteil konstatiren alle Erlasse gerade so gut wie alle Predigten, daß es früher in der Welt viel besser gewesen sei. Auch die Masse von neuen Gesetzen bestätigt das. Und was das Laster der Undankbarkeit betrifft, welches Sie wohl mit Recht für den Beweis einer schlechten Erziehung halten, so haben sich wohl alle Völker immer dadurch ausgezeichnet, sonst würde es nicht bei allen Staatsmännern ein stehender Satz sein, daß man auf die Dankbarkeit des Volkes nicht rechnen dürfe. Aber es bekümmert sich auch gar kein Mensch darum, wie mir scheint, sondern es ist immer nur von Vergrößerung und Bereicherung und von Machtstellung die Rede, wenn man die verschiedenen Regierungen seit Friedrich dem Großen oder meinetwegen seit Karl dem Großen miteinander vergleicht.

Freilich, sagte Dr. Glock. Und ich denke deshalb auch, daß es irgend eine uns unbekanntere größere Kraft ist, die unbekümmert um alle Regierungen und

gewissermaßen ihnen zum Trost die Ordnung in der Welt aufrecht erhält und den langsamen Fortschritt der Kultur zuwege bringt. Deshalb sollten wir Schriftsteller, die wir doch vor allen andern Leuten berufen sind, Bildung zu verbreiten und auf die Sittlichkeit des Volkes zu wirken, uns nicht zu sehr um das bekümmern, was man im gewöhnlichen Sinne Politik nennt, sondern nur um jene größere Kraft, welche bleibende Bedeutung hat. Welches aber ihre Natur ist, das mag jeder nach seiner Fähigkeit erforschen. Ich glaube, Graf Dietrich, daß Sie eine schöne Begabung haben, und ich traue Ihnen wohl zu, daß Sie Werke schaffen können, die wahrhaft geeignet sind, das Publikum auf das Ideale hinzuweisen. Doch haben Ihre Gedichte, wenn Sie mir erlauben wollen, als Ihr früherer Lehrer zu Ihnen zu sprechen, noch nicht die höchste Weihe der Kunst, und Sie werden ernster Arbeit bedürfen, um etwas Echtes und Schönes zu schaffen. Das bedenken Sie, nun Sie in die Laufbahn der Ritter vom Geiste als ein Berufsgenosse einlenken.

Ich würde mich ja undankbar zeigen und damit Sie selber bloßstellen, wenn ich diesen Rat verachten wollte, entgegnete Dietrich erröthend und lächelnd. Lassen Sie mich in Ihnen meinen Führer erkennen, dann hoffe ich, an der Seite Ihrer lebenswürdigen Schwester des hohen Berufes, den ich erwähle, würdig zu werden.

### Fünzigstes Kapitel.

Der Herbst war vorübergegangen, die Wälder um Schloß Eichhausen streckten ihre kahlen Arme kampfbereit den Winterstürmen entgegen, und gelb bedeckte der sommerliche Blätterschmuck ihre im Boden wurzelnden Füße. Nur die Fichten und Tannen hatten wohl ihr grünes Kleid bewahrt, doch war es hart und dunkel geworden, der harten Jahreszeit mit ihren kurzen Tagen und langen Nächten gemäß. Vom Meere her wehte ein kalter Wind und fuhr saugend über die Wälder hin, über die weiten Felder, deren Segen längst von fleißigen Händen gesammelt war, und über die Gärten am Schlosse, deren schwelende Früchte in den luftigen Vorratskammern lagerten.

Ringsum ruhte die Natur und verschloß ihre keimende Kraft wohlgeborgen unter rauher Schale, auch die fröhlichen Lieder der gefiederten Säger von Wald und Feld und Garten waren verstummt, und nur die schwarzen Freunde der ragenden Thürme und Zinnen umkreisten mit Flügelschlag und Geschrei ihre sichern Wohnplätze, in denen sie der Kälte und dem Sturme zu trozen gewohnt waren, während die zarteren Genossen in wärmern Ländern den neuen Sommer erwarteten.

Aber in dem mächtigen, schwer lastenden alten Schlosse rüsteten sich die Menschen zu frohem Feste. Wagen voll grüner Tannenäste waren von rüstigen Knechten in den Schloßhof gefahren worden, und unter der Leitung des alten Inspektors, dessen joviales Gesicht in diesen Tagen noch heiterer leuchtete als sonst, schmückten geschäftige Hände die hervorspringenden Linien der Front mit schweren Guirlanden. Die architektonische Gliederung des gewaltigen Baues trat aus der dunkeln Steinmasse in grüner Bekleidung hervor, und die hohen Einfahrten, das Portal, die Thore des innern Hofes verwandelten sich in Lauben. Draußen vor dem Hauptthor erhob sich ein Triumphbogen, den der Zimmer-

meister von Scholldorf nach seiner besten Einsicht vom Wesen dekorativer Baukunst konstruirt hatte, vielleicht in den Verhältnissen nicht ganz der Regel des goldenen Schnittes entsprechend, aber dem Charakter des Schlosses gemäß schwer und solid, breit genug, um die vier-spännigen Equipagen der reichen Gutsnachbarn bequem durchzulassen, und dazu mit Tannenzweigen, Myrthen und den buntgemalten Wappen der Sextus und Altenswerdt herrlich geschmückt.

Und im Innern des Schlosses dieselbe Thätigkeit, derselbe freudige Eifer, die gediegne Pracht des Treppenhauses und der Halle mit Festeschmuck besondrer Art auszuzeichnen. Die Glashäuser der Blumengärten hatten sich aufgethan, und die Orangenbäume, Lorbeer- und Myrthenbäume, rotblühende Azaleen, Rhododendren, zierliche Farnkräuter und Lycopodiaceen, sowie vieles andres blühendes und duftendes Gewächs waren daraus hervorgegangen. Sie führten wie in einem künstlichen Sommer die Treppe hinauf, bildeten Bosquets an den Biegungen und in den Winkeln und erfüllten die hohen, ersten Räume mit Farbe und Wohlgeruch.

In der Küche und im Keller, in allen Wirtschaftsräumen herrschte die regste Thätigkeit. Feiste Hirsche, Rehe und Wildschweine waren von den Jägern mühsam hereingeschleppt worden und hingen unter zahlreicher Gesellschaft von Fasanen, Hühnern, Enten und Gänsen an der winterlichen Luft, um der Kunst der Köche zu warten. Die Fischbehälter waren mit Karpfen und Schleien gefüllt, und Fischer gingen ab und zu, um zu fragen, wann sie die Seefische abliefern sollten, und wieviel man davon verlange. Fäßchen mit Austern und Caviar langten an, und Berliner Lieferanten schickten Süßfrüchte, wunderbar gebaute Festkuchen und phantastische Schiffe und Körbe, die mit Konfekt gefüllt waren. Eilig und wichtig schritt der Kellermeister auf und nieder und beschligte Burschen mit schweren Körben, hierher in den kalten Raum die schlanke Flaschen mit deutschem Wein und den silberköpfigen Champagner, dorthin in den warmen Raum die Bordeauxweine aus den tiefen Kellern zu tragen.

Lustiges Lachen und Schwätzen war überall zu hören, und eine ungeheuchelte Fröhlichkeit belebte die gesamte Dienerschaft und theilte sich den befreundeten Leuten mit, Männern und Weibern, die aus der Stadt und vom Dorfe zur Hilfe herbeikamen. Es war nicht nur die Aussicht auf das Fest an sich, auf die erhofften Geschenke und die reichliche Tafel, die sich auch für die dienende Welt deckte, sondern es war hauptsächlich die Freude über das Glück der allgemein beliebten und verehrten jungen Herrin, die nun Hochzeit machte. Hatten doch alle seit Monaten mit der feinen Spürnase des Dieners etwas Besondres gewittert, der eine dies, der andre das herbeigetragen und alle es untereinander besprochen und nach allen Seiten hin erwogen, was in den obern Regionen vorging. War doch das Verhältnis Dorotheens zu dem fremden Maler und dann der Besuch der Gräfin mit ihrem Sohne den Sommer hindurch das wichtigste Thema aller Unterhaltung in der Domestikenstube gewesen. Auch schon ehe die Katastrophe hereinbrach, welche ihnen allen das Blut in den Adern starren machte, ehe sie wußten, wer der schöne und freundliche Fremde war, hatten sie alle Partei für Eberhardt genommen, insbesondre die Frauen, und sie waren jetzt alle darin einig, daß sie ihm am ersten Tage angesehen hätten, daß etwas Bornehmes in ihm stecke und er nicht sei, was er schein. Bei solchen Gesprächen, die in den Speisekammern und der Küche schwirren, führte Frau Zeysing den Reigen, und wenn man sie hörte, mußte man sich

billig verwundern, daß sie nicht schon längst hervorgetreten war, um mit ihrer Weisheit alles zu schlichten und allem Unheil vorzubeugen. Sie hatte Mufse, nun ihr Wirtshaus abgebrannt war, und sie war zur Muthilfe ins Schloß gekommen. Sie fand, daß seit ihrer Zeit alles recht zurückgekommen sei und keine rechte Ordnung mehr in der Küche herrsche. Ihre eignen Angelegenheiten aber machten ihr keine Sorge, denn Baron Sextus ließ auf seine Kosten das Wirtshaus neu bauen, um allen Untersuchungen und womöglich auch dem Verede vorzubeugen. Frau Zeyfing erging sich in Hinsicht auf den Brand, von dem nach des Barons Wunsch nicht gesprochen werden sollte, in dunkeln Redensarten. Sie meinte, es gebe Dinge, über welche gewisse Leute wunderbare Auskunft geben könnten, wenn sie wollten, und sie zeigte zuweilen vertrauten ältern Dienftboten einen Fetzen grauen Stoffes, von einem Regenmantel abgeriffen, wobei sie erzählte, mit diesem Fetzen habe Claus Harmfen viel Geld verdient. Aber ganz offen und ungeteilt waren ihre Ansichten über die glückliche Wendung der Liebesgeschichte zwischen Dorothea und Eberhardt, und sie fand immer ein dankbares Publikum, wenn sie erzählte, daß sie beim ersten Eintreten Eberhardts unter ihr Dach genau gewußt habe, was an ihm sei, und wie sie immer eine sorgliche Hand über ihn gehalten und ihm guten Rat erteilt habe.

Ein besondrer Jubel herrschte auch darüber, daß es eine doppelte Hochzeit werde, indem nämlich Millicent an demselben Tage, der die Baronesse mit dem Grafen Eberhardt verband, ihren treuen Degenhardt zum Manne bekommen sollte. Degenhardt war wegen seines hübschen Gesichts und freundlichen Wesens sehr beliebt, und wenn auch einige von den jungen Frauenzimmern heimlichen Neid im Herzen trugen, so stimmten sie doch öffentlich alle darin überein, es sei schön und herrlich, daß dies Paar zusammentomme. Der alte Förster des Barons ging in Pension, und Degenhardt sollte an dessen Stelle die Aussicht über die ausgedehnten Waldungen erhalten, die zur Herrschaft gehörten.

Würdig und ernst schritt zwischen der lustigen Gesellschaft der Gesinderäume die mächtige Gestalt des alten Andrew einher und flözte mit seinem schwarzen Gesicht und seiner überlegenen Haltung Scheu und Neugierde ein. Man erzählte sich von ihm die wunderbarsten Geschichten, es bildete sich um ihn eine Legende, und gar zu gern hätte man von ihm eine Erzählung der Vergangenheit vernommen, welche alle Rätsel, die Eberhardt noch umgaben, gelöst hätte. Aber Andrew war schweigsam. Er ging wie ein Wunder ferner Länder unter den weißen Leuten umher. Sein puritanisches Auge sah wohl mit Mißfallen die Vorbereitungen zu dem Feste, doch glänzte eine stille Freude in seinem ehrlichen dunkeln Gesicht, weil er glücklich war, daß endlich doch das Recht Recht geworden sei, und daß die Geister der Verstorbenen die Herzen der Lebenden auf dem guten Pfade leiteten.

So brach denn der Tag an, wo die Heirat geschlossen werden sollte, nachdem am Abend vorher ein großes Vorfest feierlich den Polterabend bezeichnet und die ganze Nachbarschaft im Schlosse vereinigt hatte. Wohl gab es auf den Gütern und Schlössern ringsum viel Gespräch und Kopfschütteln und Achselzucken darüber, daß sobald nach dem Feste, welches Dorotheens Verlobung mit dem Grafen Dietrich feierte, ihre Vermählung mit einem andern stattfinden sollte, und es wurden hierüber und über den Tod der Gräfin Sibylle und des Freiherrn von Baldeghem romantische Geschichten erzählt, welche die Wahrheit streiften. Aber die Lebenden behielten Recht, und die imposante Stellung des Barons Sextus, das gewinnende Auftreten des neuen Paares und endlich das

Ansehen des Grafen von Francken erstickten das Übelwollen der Geladenen. Baron Sextus hatte gewünscht, die Trauung in der Halle des Schlosses, unter den Bildern seiner Ahnen stattfinden zu lassen, und man hatte am obern Ende des gewaltigen, schön decorirten Raumes einen Altar errichtet, der von den herrlichsten Gewächsen umgeben und dessen Stufen mit Teppichen belegt waren.

Pfarrer Sengstach sah dem Tage mit qualvollen und doch erhebenden Empfindungen entgegen. Er glaubte jetzt erst die Schmerzen der Heiligen zu verstehen, welche es über sich gewannen, alles Irdische zu opfern, um ihre Seele ganz dem Himmel zuzuwenden. Wohl hatte in seinem Herzen niemals der Gedanke Macht gewonnen, Dorothea könne ihm etwas andres werden, als eine aus der Ferne verehrte Lichtgestalt, und die Hoffnung auf ihren Besitz hatte ihn niemals entflammt. Aber doch war sie für ihn ein Wesen geworden, von dem er annahm, es stehe zu hoch, um irgend eines Mannes Weib zu werden, und es hatte sich in ihr die schwärmerische Sehnsucht nach dem Glücke verkörpert, welche sein schüchternes und doch nach dem höchsten verlangendes Gemüt erfüllte. Nun sah er sein Ideal dahinschwinden, und er riß gewaltsam an dem eignen Herzen, um es von der Betrachtung der Schönheit des Weibes abzulenken und es allein auf die Schönheit des Evangeliums zu richten. Aber es wurde ihm nicht leicht, und er sah mit Beben dem Augenblick entgegen, wo er die schöne und gütige Hand in die eines andern Mannes legen sollte, und wo er das Antlitz, das ihm die höchste Wonne zustrahlte, vor sich erblicken sollte, um es für immer zu verlieren.

Er hatte wohl Recht in diesem Gefühl des Verlustes, denn dieses Antlitz neigte sich ganz dem Erkorenen zu. Als Dorothea im bräutlichen Schmuck, umflossen von einer zarten, düstigen weißen Wolke und mit dem grünen Myrthenkranze gekrönt, in die Halle kam, wo Eberhardt, zwischen dem Baron Sextus und dem Grafen von Francken stehend, sie in freudiger Ungebuld erwartete, da öffnete sich für das liebende Paar nach so vielem Leid ein Himmel des Glücks. Sie sah unbeschreiblich reizend aus, als die zarte Schen der Braut ihre königliche Haltung mit holder Lieblichkeit umgab und ihr offnes, klares, kühngeschnittenes Antlitz im Rot der holdesten Scham erglühte. Eine Wonne, die zu groß war, um ganz erfaßt zu werden, erhob und beseligte Eberhardts Herz, indem er ihr entgegenging und sie küßte. Beide vermochten kein Wort zu sprechen, aber in ihren Blicken erschloß sich ihnen eine selige Zukunft mit dem stummen und doch herediten Versprechen unendlichen Vertrauens und grenzenloser Liebe. Die Brautjungfern schlossen sich enger um die Braut zusammen und betrachteten voll Rührung diese zärtliche Ergebenheit des hartgeprüften Paares. Sie bildeten mit ihren buntpfarbigen Gewändern und im Schmuck der Blumen und des Geschmeides eine Folie für die weiße Gestalt, wie die glänzende Umfassung sie für eine kostbare Perle bildet. Lautlos sah die große Versammlung der Gäste dem Begegnen dieser schönen und edeln jungen Leute zu, und eine feierlich-frohe Bewegung durchdrang aller Herzen.

Dann wandte sich Dorothea der Jugendfreundin und treuen Gefährtin zu, die jetzt mit ihrem Gefolge in die Halle kam, und umarmte sie mit schwesterlichen Gefühlen. Nichts reizenderes konnte man sehen als diese beiden Bräute, die sich einander umschlossen und in ihrer Verschiedenheit eine jede der andern besondere Schönheit in ein noch glänzenderes Licht stellten. Millicents reiches blondes Haar leuchtete goldig unter dem weißen Schleier hervor, und indem

Eberhardt ihre strahlenden Farben mit dem vornehmen Weiß und dem nachtschwarzen Haar Dorotheens in Kontrast sah, standen wieder die beiden Fischermädchen in ihrem anziehenden Gegensatz zu einander vor seinen Augen, wie er sie damals gesehen hatte, als die Verwicklung ihren Anfang nahm, die nun zu einem so herrlichen Ausgang geführt und seinem Leben eine ihm wunderbar erscheinende Richtung gegeben hatte.

Der Baron war stolz darauf, der Verwandtschaft und Nachbarschaft zu zeigen, wie er über die Stellung eines wahren Edelmannes denke, und welchen Wert er darauf lege, daß die Angehörigen seiner Herrschaft ihm so nahe stünden, wie nur je Vasallen ihrem Lehnsherrn gestanden hätten. Darum hatte er die Vereinigung beider Trauungen zu einem einzigen Feste zugegeben und hatte die Angeesehensten unter seinen Untergebenen zu Zeugen der Vermählung eingeladen. Eine zahlreiche Gruppe von Männern und Frauen, die in seinen Diensten standen, hielt den geladenen Herrschaften das Gegengewicht und umgab im internen Teile der Halle den jungen Förster Degenhard und seine Braut. Degenhard trug das grüne Jagdgewand und war mit dem Hirschfänger umgürtet, sein bräunliches Gesicht strahlte von Glück und Stolz. Neben ihm standen sein Vater und sein Großvater, sowie der alte weißhaarige Inspektor Schmidt, und aus ihren ehrlichen Augen leuchtete die Befriedigung. Nur Millicents Brüder waren nicht erschienen, obwohl sie geladen worden waren. Sie hatten beide abgelehnt zu erscheinen, indem sie vorschützten, durch Geschäfte verhindert zu sein. Aber der wahre Grund war dem Inspektor und seiner Frau ebensowohl bekannt wie dem Brautpaare selbst: es war ihre demokratische Gesinnung, die sie abhielt, ins Schloß zu kommen, und sie waren unzufrieden mit der Stellung ihrer Schwester.

(Schluß folgt.)

## Notizen.

Der Tod der Königin von Madagaskar. Die nachfolgenden Notizen über die am 13. Juli verstorbene Königin Ranovolana sind englischen Berichten entnommen. Sie dürfen gerade im jetzigen Augenblick besonders Interesse beanspruchen, wo infolge der französischen Feindseligkeiten die Aufmerksamkeit der zivilisirten Welt den Zuständen auf Madagaskar in doppeltem Maße zugewendet ist.

Königin Ranovolana war ihrer Vorgängerin, der Königin Rasoaherina, nach deren Tode am 1. April 1868 auf dem Throne von Madagaskar gefolgt. Man begrüßte mit allgemeinem Jubel in ihr die bekannte Vertreterin und Förderin zivilisatorischer Ideen, und Ranovolana begann ihr Reformwerk, indem sie bald nach der Thronbesteigung freiwillig zur christlichen Religion übertrat. Der Ueberlieferung nach soll sie durch das Lesen einer alten, zufällig erlangten Bibel aus sich selbst heraus zu dem Entschlusse gelangt sein, einen Glauben anzunehmen, für welchen zahlreiche angesehenere Persönlichkeiten ihres Landes in den Tod gegangen waren. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls glänzten bei der Krönung der neuen Königin über dem Thronhimmel statt der bisher üblich gewesenen Götzen und Idole christliche Sprüche aus der heiligen Schrift, und die Krönungszeremonien wurden unter Weglassung aller heidnischen Gebräuche vollzogen.

Bis zu ihrem Tode hat Königin Ranovolana in steter Sorge für das Wohl und die Entwicklung ihres Volkes auf die Abschaffung der herrschenden zahlreichen